

(Nachdruck verboten.)

17]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Sie erinnern sich,“ wandte sich Kessler wieder an Steinert, „daß ich Ihnen von der Sache erzählt habe.“

Dieser nickte, obwohl er keine Ahnung hatte, was Kessler meinte.

„Ja, sehen Sie, mein lieber Herr Freitag, die Sache ist außerordentlich schwierig und muß sehr delikate angefaßt werden. Das sagt auch Herr Steinert, der in Geschäften sehr versiert ist.“

Steinert horchte auf. Kessler imponierte ihm immer mehr. Er wußte gar nicht, um was es sich handelte, und der Mann da tat, als ob er in alles eingeweiht sei.

Herr Freitag kaute nervös an seinem Bart.

„Das weiß ich ja,“ sagte er leise, „darum habe ich ja gerade Sie gebeten.“

„Ich bin aber so fürchtbar mit Geschäften überhäuft.“ Das heißt mit anderen Worten — Sie wollen sich meiner Sache nicht annehmen — Sie wollen mich im Stiche lassen?“

Herr Freitag erhob sich.

Steinert mischte sich ins Gespräch.

„Sie müssen das nicht so wörtlich auffassen,“ bemerkte er. „Sie müssen bedenken,“ fügte er wichtig hinzu, „daß Herr Baumeister soeben ein Terrain für achthunderttausend Mark gekauft hat, um ein Theater zu errichten. . . Bitte, überzeugen Sie sich selbst — hier sind die Verträge.“

„Das glaube ich ohne weiteres,“ entgegnete Freitag. „In meiner Sache stehen doch aber Millionen auf dem Spiele.“

Er nahm ganz unvermittelt Kesslers Hand.

„Ich weiß nicht, wieso — aber ich habe mir nun einmal fest eingebildet, daß Sie der einzige Mensch sind, der mein Geld retten könnte. Bitte, enttäuschen Sie mich nicht, mein Herr.“

Steinert wurde ganz verwirrt von dem, was er hörte. Was hatte es mit diesem Herrn Freitag für eine Bewandnis? War das ein Geistesgestörter, den der Baumeister nicht ernst nahm, oder kämpfte dieser Mann in der Tat um ein Vermögen? Er war in seinem Optimismus und in seiner Herzensangst geneigt, daß letztere anzunehmen. Er blickte gespannt in die hervorquellenden, wasserhellen Augen Freitags, als wollte er in ihnen lesen. Am Ende waren aus diesem sonderbaren Kunden die fünftausend Mark herauszuschlagen, die man so dringend brauchte. Hier stand vielleicht der Retter in der Not — und der naive Kessler ahnte es nicht einmal. Der Baumeister war überhaupt in seinen Augen ein großes Kind, der — eigensinnig und verjesen auf seine künstlerischen Pläne, das Nächstliegende nicht erkennt.

Mit einer Frechheit, über die er sich selbst wunderte, warf er scheinbar unabsichtlich die Bemerkung hin:

„Ich bin allerdings der Ansicht, daß der Herr Baumeister der einzige Vertreter für Ihre Sache ist, die ich übrigens keineswegs für verloren halte.“

„Sehen Sie — sehen Sie!“ sagte Freitag triumphierend, und seine Augen glänzten, als ob er den Prozeß bereits gewonnen hätte.

„Wenn wir nur nicht gerade jetzt mit unserem Baugeschäft in Anspruch genommen wären,“ nahm Steinert den Faden wieder auf. Und erklärend fügte er hinzu: „Ich bin nämlich der Generalbevollmächtigte und Vertreter des Herrn Baumeisters.“

Herr Freitag verbeugte sich sehr tief. Die in pompösem Ton gemachte Mitteilung hatte auf ihn außerordentlich stark gewirkt.

„So, so,“ murmelte er kaum hörbar. „Da muß man sich ja an Sie halten.“

„Allerdings,“ entgegnete Steinert.

Kessler war über diese Unverschämtheit empört. Einen Moment beabsichtigte er, der ganzen Komödie ein Ende zu machen und diesen armen Narren aufzuklären. Aber Steinert, der Furcht hatte, daß seine Pläne durchkreuzt werden könnten, ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Darf ich mir eine Frage erlauben?“ sagte er verbindlich. Herr Freitag nickte.

„Ich kenne den Fall ja nur aus der Schilderung des Herrn Baumeisters. Würden Sie mir persönlich Einsicht gestatten?“

„Wenn es Sie interessiert, sofort. Darf ich Sie bitten, mir einen Augenblick in mein Zimmer zu folgen? Sie wissen ja wohl, daß ich der Zimmernachbar des Herrn Baumeisters bin?“

„Gewiß, das weiß ich,“ log Steinert.

Kessler war an das Fenster getreten und klopfte im Lauff an die Scheiben. Er tat, als ob ihm das Gespräch nichts anging. Er schien es auch zu überhören, daß Freitag und Steinert das Zimmer verließen. Er erinnerte sich plötzlich an jene nächtliche Unterredung, die er mit seinem Zimmernachbar gehabt hatte, und an die verwegenen Sintergedanken, die damals in ihm aufgetaucht, aber sofort wieder zum Schweigen gebracht worden waren. Alles kam ihm in dieser Stunde so seltsam und verwickelt vor, daß er sich in diesen Wirrnissen kaum noch zurechtzufinden vermochte. Was konnte er tun. Er war es ja gar nicht, der die Fäden in der Hand hielt. Er schob nicht, sondern wurde geschoben. Sein Schicksal rollte auf unsichtbaren Schienen — und er war ein willenloser Zuschauer. Dunkel hatte er damals schon geahnt, daß Freitag in der Komödie seines Lebens eine Rolle spielen würde — ebenso wie er davon überzeugt war, daß sich die Dinge ohne die Begegnung mit Grete Anders völlig anders gestalten hätten. . . . Und nun war dieser Herr Freitag Steinert geradezu in die Arme gelaufen — Steinert, dessen findige Nase jeden Braten roch, Steinert, der so leicht niemanden locken ließ.

Kessler begann sich selbst zu beruhigen. Ich bin doch daran ganz unschuldig — dachte er. Ich habe nichts getan, um die beiden zusammenzukuppeln. Es wäre doch töricht von mir, wenn ich mich zwischen sie stellen wollte. Ich lasse die Maschine laufen. Ich werde sie weder in Bewegung setzen, noch bremsen. Aber trotz aller dieser Selbstbeschwichtigungen klopfte sein Herz unruhig. Seine Neugier und Ungeduld wuchs von Minute zu Minute. Was für ein Resultat würde die Unterredung der beiden haben?

Er trat an die Tür, um zu horchen, er verstand jedoch kein Wort. Die Zeit des Wartens erschien ihm wie eine Ewigkeit. Wer weiß, ob der ihm jetzt nicht den Hals zuschnürt. Und ich stehe dabei und lasse es geschehen.

Er suchte seine Gedanken abzulenken. Was würde ihm wohl der heutige Abend besaheren? „Grete Anders,“ flüsterte er vor sich hin. Ihr Name klang ihm wie eine reine, schlichte Melodie. Was ist mir eigentlich mehr wert — das Theater oder ihre Seele? fragte er sich. Er wußte sich keine Antwort. Aber daß sie nicht mehr von ihm loskam, fühlte er in tiefer Freude. Sie hat mir das Glück gebracht — sie allein!

Er sah die enge Hofwohnung, er sah den alten Mann, der auf seinem Krankenlager Not kriechte — er sah die rundliche kleine Frau, deren liebende Blicke an dem schönen Mädchen hingen. Und dann tauchte der Blumenladen vor ihm auf, in den Grete Anders so wunderbar hineinpaßte.

Er schrak zusammen.

Steinert und Freitag traten wieder ein.

„Nun,“ fragte er trotz aller Selbstbeherrschung, „was haben Sie miteinander vereinbart?“

„Wir sind zu einem Resultat gekommen,“ erwiderte Steinert, und seine Stimme schlug vor Erregung über. „Herr Freitag zahlt an Sie fünftausendfünfhundert Mark, die in die dritte Hypothek des Theaters eingetragen werden. Wir dagegen verpflichten uns, seine Sache zu führen und sofort mit den nötigen Recherchen zu beginnen. Obwohl Herr Freitags Beteiligung nur eine kleine ist, rate ich dennoch, sie anzunehmen. . . . Ich bin fest überzeugt, daß sein Prozeß gewonnen werden muß. Es kommt also nur noch auf Sie an, Herr Baumeister, ob Sie Herrn Freitag mit dieser Summe beteiligen wollen.“

Kessler war eine kleine Weile sprachlos.

Er blickte auf Herrn Freitag, der in abwartender, bescheidener Haltung dastand, und von ihm auf Steinert. Und wider sein Willen mußte er das sonderbare Lächeln auf Steinerts Miene erwidern. Und in diesem Lächeln beider lag eine Welt des Bestehens.

Kessler wurde von einer tiefen Scham ergriffen. Er hatte sich unbewußt durch dieses Lächeln an Steinert verraten,

sch ihm ausgeliefert. Und gleichzeitig empfand er, daß er sich auf einer schiefen Ebene bewegte. Er suchte sich zu beruhigen. Tue ich denn ein Unrecht? fragte er sich, und warum quäle ich mich mit Selbstvorwürfen? Ist das nicht ein Zeichen innerer Schwäche — und was kann mir geschehen, so lange ich nur das eine Ziel habe, nur mit rechtlichen Mitteln meinen Weg zu verfolgen? Ich werde diesem Steinert den Star stechen und ihn darüber nicht im Zweifel lassen, daß ich jeden Schleichweg verabschone — beruhigte er sich selber. Ich habe gelacht über die sonderbare Form dieses komischen Kauzes — über seine lächerliche Frage — über . . .

„Sie können mich ruhig beteiligen,“ unterbrach Herr Freitag sein Grübeln; „ich will ja keine Geschäfte dabei machen,“ fügte er hinzu; „ich will, wie gesagt, nur, daß Sie meine Sache führen.“

Kesler sah in das verstörte Gesicht des Sprechers, und die tiefliegenden, sorgenvollen Augen dieses Menschen rührten ihn.

„Das ist ja alles ganz schön und gut,“ antwortete er, „ich weiß nur nicht recht, ob es Ihnen nicht recht sauer wird, eine solche Summe flüssig zu machen.“

„Ach, ich verstehe Sie, Sie wollen mich zurückweisen — ich verstehe Sie ganz genau, mein Herr.“

„Nein, das ist es nicht — Sie dürfen es mir glauben. Ich halte es aber für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ein Theaterbau immerhin in das Gebiet der Spekulation fällt. Ich möchte nicht, daß Sie später, wenn etwa die Dinge schlecht ausgehen, mir und sich Vorwürfe machen. Auf solche Geschäfte können sich eigentlich nur reiche Leute einlassen.“

„Gut, Sie haben jetzt Ihre Pflicht erfüllt und mich gewarnt. Ich nehme das ad notam. Im übrigen: Ich hoffe mit Ihrer Hilfe und Unterstützung bald über ein Vermögen zu verfügen — vielleicht über größere Summen, als die meisten Ihrer Aktionäre.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kohlengruben.

Nach der Zahl der Unfälle gehört der Beruf der Bergarbeiter, zumal derjenigen in den Kohlenbergwerken, zu den gefährlichsten, selbst wenn wir die sonstigen, durch die ständige Arbeit in den Gruben hervorgerufenen Gesundheitsstörungen zunächst nicht in Betracht ziehen. In allen Ecken und Enden lauern hier die Gefahren; sie werden hervorgerufen durch hereinbrechendes Gestein, durch Maschinen und Grubenzüge, durch herabfallende Steinstücke beim Sprengen, durch Erstickung, Explosionen, Grubenbrände und schlagende Wetter. Begünstigt wird die Entstehung von Gefahren durch die ungleichmäßige Beschaffenheit des Gebirges, das Fehlen des Tageslichtes, wie durch Auftreten schädlicher Gase. Da die Verbindung mit der Oberfläche durch Schächte und Fahrklünste immer nur eine unvollkommene ist, so daß die Leute nicht wie an der Tagesoberfläche den Gefahren zu entfliehen vermögen, kommen in Bergwerken neben zahlreichen Einzelverletzungen auch Massenunfälle häufiger vor als in irgend einem anderen Berufe. Man muß sich auch vergegenwärtigen, daß die beim Abbau, Grubenausbau, für Förderung, Führung und Wetterführung angewendeten Methoden größtenteils noch primitiver Natur sind; denn einmal sollen diese Einrichtungen nicht zu kompliziert sein und mit dem Fortschreiten der Arbeit leicht und schnell verändert werden können; dann aber vor allen Dingen auch nicht zu viel Geld kosten.

Wenn eine Lagerstätte durch Schächte, Stollen und Querschläge zugänglich gemacht und durch weitere Grubenbane vorgeordnet ist, so beginnt man mit dem Abbau. Das Gestein wird durch Handarbeit, durch Maschinen oder durch Sprengen von seinem natürlichen Lager gelöst, und das gewonnene Material in Karren (Hunden) weiter befördert. Die durch den Abbau entstehenden Hohlräume werden mit taubem Gestein gefüllt. Der Grubenausbau hat das Einströmen von Schächten, Stollen usw. zu verhindern; ungenügender, zu häufig betriebener Ausbau gefährdet die Arbeiter in höchstem Grade. Der Grubenausbau erfolgt in sehr mannigfacher Weise, durch Zimmerung, Mauerung und Eisenausbau, das heißt die Wände (das Liegende) und die Decke (das Hängende) werden durch Stützen, Streben, Gewölbe versteift. Die Förderung des gewonnenen Gutes besteht in der „Grubenförderung“, d. h. im Transport des Materials aus den „Abbauen“ nach dem Schachte und der „Schachtförderung“. Die Grubenförderung erfolgt in mannigfacher Weise durch Karren, Körbe, Tonnen oder durch Wagen, die auf Schienen rollen und meist zu ganzen, von Pferden oder Maschinen gezogenen Zügen vereint werden. Die Abbaustellen sind für diese Fahrzeuge nicht ohne weiteres zugänglich. Das Zufördern aus dem Abbau erfolgt durch sogenannte Drembsberge, das sind schiefe Ebenen, auf denen an einem Seil befestigte gefüllte Förderkarren bergab laufen, indem sie gleichzeitig durch ihr Gewicht die am anderen Ende des Seiles befestigten leeren Karren hinauf ziehen. Vielfach erfolgt die Förderung des gewonnenen

Gutes nach den Förderstrecken auch durch sogenanntes „Rollens“ oder Rollschächte. Es sind dies gezimmerte Rinnen oder gemauerte Kanäle, durch welche das Material auf die Strecke oder auch direkt in die Förderkarren rollt. Die Schachtförderung geschieht größtenteils durch sogenannte Söpel, die durch Pferde, durch Turbinen oder Dampf angetrieben werden. Bei diesen Einrichtungen besitzt der Schacht zwei Förderabteilungen, von denen die eine für das aufgehende, die andere für das niedergehende Fördergefäß bestimmt ist. Vielfach sind die mit Dampf betriebenen Aufzüge so eingerichtet, daß sie sechs Karren auf einmal aufnehmen können. Der Fahrstuhl wird so eingerichtet, daß die Karren direkt von den Schienen in die entsprechende Abteilung des Fahrstuhls rollen.

Die vom Wechsel der Jahrhunderte und der modernen Kultur wenig beeinflusste Sprache der Bergleute ist sehr malerisch. Wenn der Bergmann in die Grube steigt, so „fährt er an“; beim Verlassen der Grube „fährt er aus“. Man versteht überhaupt im Bergbau unter „Fahren“ die Fortbewegung des Menschen, gleichgültig, ob dies durch die eigene Muskelkraft desselben oder durch Maschine geschieht. Der Bergmann „durchfährt“ auch eine Strecke, wenn er dieselbe zu Fuß zurücklegt. Zum Anfahren dienen die Fahrten, das sind einfache Leitern, an denen der Bergmann abwärts steigt. In gewissen Entfernungen wird der Schacht durch sogenannte Bühnen in Geschosse zerlegt. Die Bühnen geben ihm Gelegenheit ein wenig auszuruhen. Würde er nämlich die Fahrt in einem Zuge vollenden, so käme er derart erschöpft unten an, daß er unmöglich zu arbeiten vermöchte. Da nun aber das An- und Ausfahren auf diese Weise zu viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, so erfolgt heute der Transport der Mannschaft größtenteils durch Anwendung von Wasserkraft. Die Förderung geschieht dann am Seile mittels Söpel oder durch die „Fahrklünste“, welche dem Bergmann gestatten, an beliebiger Stelle im Schacht die Fahrt zu beginnen oder zu unterbrechen. Diese Einrichtung besteht im Prinzip aus zwei auf- und abgehenden Gestängen; zwei nebeneinander befindliche Stangen sind in regelmäßigen Abständen mit Trittbrettern versehen und gehen abwechselnd auf und nieder. Der Arbeiter tritt von der Bühne auf das Trittbrett des ersten Gestänges, steigt mit diesem ein gewisses Stück abwärts, tritt dann auf das gegenüberliegende Trittbrett des zweiten Gestänges, das sich jetzt gerade abwärts bewegt, wartet wieder den geeigneten Moment ab, um auf das erste Gestänge überzugehen, und so fort, bis der Mann schließlich die Arbeitsstrecke erreicht. Er legt in jeder Minute etwa zwanzig Meter zurück. Auch hier sind in gewissen Entfernungen Ruhebühnen angebracht; doch erfordert das An- und Ausfahren immer noch so viel Zeit und Kraftaufwand, daß es nicht mehr als billig wäre, die hierfür aufgewendete Zeit den Bergleuten als volle Arbeitszeit anzurechnen.

Die in den Bergwerken befindliche Luft bezeichnet man als „Grubenwetter“. Sollen die Wetter atembar bleiben, so ist eine beständige Lüfterneuerung durch Ventilation erforderlich. Die schädlichsten Bestandteile der Wetter bestehen in der Kohlenäure, dem Kohlenoxydgas und dem Schwefelwasserstoffgas. Schon fünf Prozent Kohlenäure können dem Menschen verhängnisvoll werden. Als „schlagende Wetter“ bezeichnet man das explosive Gemenge der Grubengase und der atmosphärischen Luft. Die schlagenden Wetter geben durch Entzündung an offenen Flammen oder infolge der durch die Sprengarbeit hervorgerufenen Hitze zu den heftigsten Explosionen Veranlassung. Auch der Kohlenstaub spielt bei diesen Explosionen eine höchst gefährliche, meist unterschätzte Rolle. Die sogenannten Staubexplosionen haben in der technischen Welt schon häufig Veranlassung zu eingehenden Untersuchungen über die Ursachen dieser folgenschweren Katastrophen gegeben. Solch eine Explosion ist nichts anderes als die Folge einer äußerst schnellen Verbrennung. Bekanntlich beansprucht ein Material, sobald es durch Verbrennung zu Gas verwandelt wird, einen weit größeren Raum als zuvor. Es muß also bei plötzlicher Umwandlung des Stoffes die Ausdehnung rapide eintreten und die Explosion mit großer Gewalt vor sich gehen. Ein Staubkorn in der Luft verlangt schon bedeutende Temperatursteigerungen, um chemische Verbindungen eingehen zu können; aber wenn kleine Teilchen eines entzündbaren Materials sich dicht bei einander befinden, so daß kein Atom verbrannt werden kann, ohne seine Hitze dem Nachbar mitzuteilen, so muß natürlich ein Kohlenbergwerk in wenigen Minuten in ein Flammenmeer verwandelt werden. Die Staubflamme wird dann mit den schrecklichen Kohlengasen zusammentreffen und so die verheerende Gewalt des Ausbruchs gewaltig verstärken. So gehen jährlich noch an 1000 Bergleute bei derartigen Katastrophen zugrunde.

Die Bekämpfung der Grubenbrände und die Rettung der Bergleute ist mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Schon viele Tausende von Arbeitern haben bei Grubenbränden ihren Tod gefunden, namentlich weil die Rettungsmannschaft in den vom Qualm und giftigen Gasen erfüllten Brandgasen nicht vorzudringen vermochte. Grubenbrände können sowohl durch Entzündung der Zimmerung infolge unvorsichtiger Benutzung des Gelechts, wie auch durch Selbstentzündung der Lagerstätten hervorgerufen werden. Gewisse Kohlen besitzen, namentlich in zerleinertem Zustande, das Vermögen den Sauerstoff der Luft zu binden, worauf zunächst Erwärmung, dann Selbstentzündung eintritt. Hat erst einmal eine derartige Entzündung in angebauten Feldern stattgefunden, dann teilt sich der Brand auch nicht angegriffenen Lagern mit. Alle Lösungsversuche sind dann in der Regel erfolglos. In Planitz bei Zwickau und in Dudweiler in der bayerischen Pfalz gibt es z. B. große wertvolle, tief unter der Tages-

oberfläche liegende Blöcke, die schon seit Jahrhunderten brennen. Auch Zimmerungsbrände haben sich schon häufig als verhängnisvoll erwiesen. Einem Zimmerungsbrand zu Pribram fielen z. B. im Mai 1892 319 Vergleute und einem gleichen Brande der „Kleophasgrube“ bei Kattowitz im März 1896 100 Arbeiter.

Verletzungen und tödliche Unfälle sind in Bergwerken besonders häufig. So bildeten zum Beispiel in Preußen während eines Jahrzehnts (1882—1892) die tödlichen Unfälle 23 Prozent aller Sterbefälle bei den Vergleuten, und der Steinkohlenbergbau wies die höchste Verunglückungsziffer auf. Brüche, Quetschungen und Verrenkungen der verschiedensten Knochen sind an der Tagesordnung. Die häufigsten Erkrankungen bei Vergleuten sind solche der Atmungsorgane, denn der Kohlenstaub wie die bedeutende Anhäufung von Kohlenäure üben einen ständigen Reiz auf die Schleimhäute der Luftwege aus. Die Häufigkeit der Luftröhrenkatarrhe bei den Vergleuten erklärt sich durch die sehr wechselnde Temperatur an den verschiedenen Orten unter Tage, wie durch die häufige Durchnässung der Kleidung. „Auf dem Boden solcher Statairhe“, sagt Dr. M. Cahn, „gelingt es nun den eingatmeten Kohlenstaub leicht, durch die aufgelockerte Schleimhaut hindurch in das Lungengewebe einzudringen; indem sie sich hier ablagern, führen sie den Zustand der sogenannten Kohlenlunge herbei. Die Lunge sieht dann vollkommen schwarz aus; es kommt infolge der ständigen Reizung der Kohlenpartikel zur Entzündung und Verödung größerer Gebiete der Lunge.“ — Rheumatismus, Asthma, Ischias, Gegendrüs, Augenzittern, wie auch die vielbesprochene hartnäckige Wurmkrantheit, welche meist von eingewanderten Leuten eingeschleppt wird, sind die bekanntesten Bergmannsfrankheiten.

Die Berufsarbeiten des Bergmanns sind also so außerordentlich schwere und die Gefahren, die sein Leben, seine Gesundheit, die Existenz seiner Familie bedrohen, so zahlreich, daß ihm in dem gegenwärtigen Kampfe um eine nur geringe Aufbesserung seiner Existenzbedingungen wahrlich kein Mensch von Gefühl Teilnahme und Sympathie versagen kann. Wir können nur wünschen, daß dieser ernste und schwere Kampf mit dem vollkommenen Siege der Bergarbeiter ende. —

Fred Hood.

Kleines feuilleton.

c. Wolkenmeere. Seitdem Luke Howard zuerst die Phänomene der Wolkenbildung wissenschaftlich zu erforschen begann und Goethe diese Versuche mit freundlichen Versen und lebhaftem Interesse begleitete, hat man bewundernd zu diesen stets wechselnden Formenspielen aufgeschaut und diese komplizierten Erscheinungen der Atmosphäre immer genauer beobachtet. Rustin hat in seiner „Königin der Luft“ einen Hymnus auf die zarten Gewebe des Himmels gefungen und in Wolkenmythen und Luftsagen die gestaltende Phantasie früherer Völker erlanten, die schon in den Wolken Geister und Wesen suchten; der jüngst verstorbene Friedrich Nabel hatte ebenfalls den Wolkenbildungen seine Beobachtung zugewandt und in Natur und Kunst ihren Reichtum an Konturen und Lagerungen aufgesucht. Doch auch im einzelnen haben die Geographen besondere Formen, in denen die Wolken auftreten, bestimmt, und unter diesen ist das Phänomen des Wolkenmeeres eines der merkwürdigsten, die man bewundern kann. Die Möglichkeiten, solche Erscheinungen zu beobachten, sind nicht immer leicht zu erlangen. Man kann sie nur mit dem Ballon oder von dem Gipfel eines hohen Berges aus beobachten. Im Ballon kann man freilich nicht alle Tage in die Luft steigen, um das Herausziehen der Erscheinung zu erwarten, auf dem Gipfel eines Berges aber kann man ruhig ausharren, bis sich das Schauspiel in seiner ganzen unvergleichlichen Schönheit aufrollt. Die Gebirgssituationen bieten sich alle recht bequem zu dieser Art von Beobachtungen dar, und unter ihnen erlaubt die Station Baréges in der Pyrenäen am besten, das Phänomen zu betrachten. Im August vorigen Jahres hat Lucien Rudau ein solches Wolkenmeer genau beobachtet und berichtet darüber in „La Nature“. Bei sehr stürmischer Witterung bildeten sich in dem Tal, das sich von dem Gipfel des Tourmalet bis nach Luz herabsenkt, mächtige Wolkenmassen. Von der Höhe der Station (1236 Meter) sah man auf die kleine Stadt herab, deren Häuser in weite, wallende Mäntel eingehüllt schienen, die, wieder in Felsen zerbrechend, dann und wann wie gespenstische Phantome ein Dach oder eine Mauer hindurchscheinen ließen. Die Wolken weben in der Tiefe hin und her, steigen auf und nieder und füllen rasch das ganze Tal; bald ziehen sie dahin, im Winde vertoehend und zerflatternd wie der leichte Rauch einer Zigarette, dann ballen sie sich zu dichtem Knäuel und fahren wieder sich auseinander. Gestaltenlos, wesenlos schweben sie in steter Bewegung, scheinen zu verschwinden, tauchen wieder auf und gaukeln in immer höhere Regionen. Tief unten im Tal von Luz braut sich unterdessen ein dichter, schwerer Nebel zusammen und strömt in tiefen Massen hervor, sich immer weiter ausbreitend. Die dunkle Wand reckt sich dräuend empor, die helleren Schleierwölkchen tanzen leicht davor hin, dann mischen sich die hin- und herfließenden Luftgebilde und erfüllen das ganze Tal mit einem tiefen, unruhig wogenden Meer. Dies Meer breitet sich mit rasender Schnelligkeit aus; es erfüllt auch die nebenan liegenden Täler, der Sturm jagt die Wolkenmassen wie in Wellen auf, reißt sie sich auseinander, wirbelt sie zusammen und läßt sie wie eine gisende Gischt sich aufbäumen. Dann wieder wird es still und feierlich. Majestätisch und ruhig, wie weiße, weiße, breite Flügel steigen die Wolken auf, immer höher empor; endlos sich erstreckend in weiten

Flächen breiten sie sich aus. Das Niveau dieses Meeres ist etwa 1800 bis 1900 Meter über dem Wasserpiegel. An demselben Tage, an dem Rudau das Wolkenmeer beobachtete, zog das Meer über das südliche Frankreich und bedeckte das ganze Land. Von dem hohen Standpunkte aus erschien diese endlose Fläche, die in ungewissen Formen und verschwebenden Linien sich ausdehnte, wie ein riesiger Ozean. Dieses Wolkenmeer blieb einen Teil der Nacht hindurch stehen; um Mitternacht fuhr ein Windstöße in die Massen hinein, wühlten sie auf, ein brausender Orkan brach los und zerstreute alles in den ersten Stunden des nächsten Morgens. Von besonderer Schönheit waren die Wolken, als sie ruhig und glatt wie der Spiegel eines stillen Sees erschienen und dann, als sie vom Sturm aufgewühlt in gäßigen Rissen und zerrissenen Formationen sich zusammenballten. —

Theater.

Leffing-Theater. „Das gerettete Venedig.“ Schauspiel in 5 Akten von Hugo v. Hofmannsthal. — Wie das vor ein paar Wochen zum ersten Male gespielte Drama „Der Graf von Charolais“ ist „Das gerettete Venedig“ nach einem alten englischen Original gearbeitet. Hofmannsthal, der die innerste Eigenart seiner Begabung in einigen die Rätselhaftigkeit des Daseins wunderbar wiederpiegelnden Gedichten, in Dialogen, die mit schöpferischer Wildkraft das Wesen des poetischen Eindruks schildern, und in der dunkelfarbigen, schwermütig-sehnsuchtsvollen Szene „Der Tor und der Tod“ offenbart hat, ist vor allem eine lyrische, den Klang leiser und seltener, bisher noch kaum belauschter Stimmungen nachschaffende Natur. Für das Unsichtbare, Vorschwebende findet er Worte, durch die es gleichsam greifbare Anschaulichkeit erhält, und diese Kraft des Malerischen betätigt sich auch da, wo er über die Grenzen seines eigensten Gebietes hinausstrebt. Das fällt sofort in seinen ersten dramatischen Versuchen, ebenso in seiner Nachdichtung der Sophocleischen „Elektra“ und in dem „geretteten Venedig“ auf: Die Sprache, aber auch die Gruppierung der Szenen hat etwas Farbiges, merkwürdig Einprägsames für die Phantasie. Und die Tendenz zu malerischer Wirkung, verbunden mit dem Unvermögen, selbst einen größeren dramatischen Organismus zu erzeugen, in dem sich zugleich jener Trieb Genüge tun könnte, mag ihn wie den anscheinend ihm wahlverwandten Veer-Hoffmann jetzt zu den alten Engländern getrieben haben. Da waren bunte und wechselvoll bewegte Schicksale und große Leidenschaft, die nach bildhaftem lyrisch-rhetorischen Ausdruck verlangten. Da gab es Platz für malerischen Schmuck und Glanz der Rede.

Das renovierte Genre ist zu fremdartig, weicht von der allgemeinen Richtungslinie moderner Dramatik, die auf eine immer feinere Nuancierung der Charakteristik und geschlossenerer Entwicklung der Handlung geht, zu sehr ab, als daß es mehr als eine unpopuläre Experimentierkunst sein könnte. Aber merkwürdig war es immerhin, daß das Premierenpublikum, welches den Grafen Charolais mit demonstrativem Beifall aufnahm, sich zu der Hofmannsthalschen Dichtung weit fähler bezieht. Der Applaus hatte, besonders in der zweiten Hälfte, mit starkem Fischen zu kämpfen. Dabei ist die Sprache hier viel marikanter, knapper, die Handlung und Psychologie unverhältnismäßig einheitlicher, darum auch spannender als in dem wortreichen, durch einen inneren Zwiepsalt in der Mitte auseinandergerissenen Werke Hoffmanns. Mag sein, daß Hofmannsthal, so wie in seiner „Elektra“ sich auch hier an das Original, ein Drama Ottobachs aus dem Jahre 1682, eng angeschlossen hat, während Veer-Hoffmann ein älteres Stück Massingers, das ihm zum Vorwurf diente, wesentlich, in Grundzügen umgestaltete, also mehr selbständige Erfindung bewies — für die Bühne fällt doch nur die Qualität des unmittelbar Dargebotenen selbst ins Gewicht.

Das Schauspiel hat zu seinem historischen Hintergrunde eine Verschwörung vom Jahre 1618, die das Venetianische Senatorenregiment stürzen und die Stadt an Spanien ausliefern wollte, aber vor ihrem Ausbruch durch Verrat entdeckt wurde. Der Dichter verflärt keine der Parteien durch eine höhere Idee. Das freche Willkürregiment der herrschenden Klique ist in dem Stücke scharf gezeichnet; aber nicht die Empörung über das allgemeine Unrecht, persönliche Kränkungen, Nachsucht und Ehrgeiz erscheinen als das Treibende in den Verschwörern. Prachtvoll ist die Gestalt des Führers, des erschrockenen, harten, starken Kapitän Pierre, der mit fast schwärmerischer Freundschaft an dem schwachen Jassier hängt, durchgeföhrt. Für die Entführung seiner einstigen Geliebten Aquilina, die undankbare schöne Entlassung aus dem Dienst und die Gefängnishaft, mit der man seine Selbsthülfe bestrafte, will er Rache nehmen. Jassier wird von ihm mit hineingezogen in den Plan. Dieser junge Vursche, der eine schöne und seelenreine Senatorenstochter heimlich gewonnen, haßt glühend ihren stolzen Vater, der dem Elend des jungen Paares jede Hilfe weigert und ihn selbst auf tiefste demütigte. Wenn der Aufbruch ausbricht, dann, hofft er, wird er dem Feinde ein Messer in die Kehle stoßen können. Als die Verschwörer an seiner Treue zweifeln, übergibt er ihnen die Gattin als Geißel. So darf er an der geheimen Versammlung im Hause Aquilinas teilnehmen und wird von Pierre gefandt, um Waffen, unter Stroh im Boote verpackt, hineinzuschmuggeln in die Stadt. Er glaubt, daß Später ihn gefehen haben, und diese erste Ahnung der Gefahr entmannt ihn. Schlotternd vor Angst verrät er seiner Freunde Anschlag und ehrlos feige läßt er sich überreden, bei der Behörde den Denunzianten zu spielen. Auf diese Weise meint er sein Leben

retten und Schonung erwirken zu können für Pierre. Aber vergebens bittet sein Weib den Vater, dessen Haß und Verachtung nur noch höher anschwillt, als er von dieser Zubastat erfährt. Von den Häschern, die ihn ertränken, sollen wird Jaffier dem gesesselten Pierre gegenübergestellt. Der Kontrast des armen Schächers, der von dem Fremden Ineffizient Verzeihung fleht, und des aufrechten, trotigen Mannes, der vor dem Feigling insinkt wie vor allem Gewürm zurückweicht und reuelos, ein Freier, in den Tod geht, ist groß und wichtig dargestellt — die letzte Szene und zugleich der Höhepunkt des Stüdes. Sehr stimmungsvoll wirkt auch die Kontrastierung in der Figur der Aquilina, die von Pierre dieselben Qualen verschmähter Liebe erdulden muß, mit denen sie den häßlich ergebenden, lusternen Senatorenkreis, der durch sein Geld sie an sich lockte, peinigt.

Mittner war ein Pierre von echtem Schrot und Korn, man hätte keinen besseren denken können. Vorzüglich spielte auch Irene Friesch die edle Senatorentochter; eindrucksvoll wirkten Sauer und Forest in ihren Senatorenrollen. Nur Wassermann, der geniale Naturalist, vermochte als junger Jaffier, trotz virtuoser Darstellung der Todesangst, keine Illusionen zu erwecken. Die Dekorationen waren mit feinstem Kunstverständnis der Stimmung angepaßt. —

Medizinisches.

hr. Die Vernachlässigung der Fingervunden. Obwohl Finger und Zehen, Hand und Fuß denselben Bau aufweisen, kommen doch an Hand und Fingern unergleichlich viel mehr Entzündungen vor, wie am Fuße, das kommt daher, daß letzterer durch den Stiefel geschützt ist, während Hand und Finger zahllosen Verwundungen und Verletzungen ausgesetzt sind. Durch Vernachlässigung dieser kleinen Wunden entstehen dann die so häufigen eitrigen Fingereitzündungen, die man gewöhnlich als „Umlauf“ bezeichnet. Das ist ein recht schmerzhafter Prozeß. Wird zeitig eingeschritten und der Eiter entleert, so kommt meist die Krankheit zum Stillstand. Sehr leicht werden dabei aber auch die Sehnen und Knochen in Mitleidenschaft gezogen. Die kleine, nicht beachtete und vernachlässigte Wunde erzeugt sehr heftige Schmerzen und Fieber, die Anschwellung kann sich vom Finger über die Hand bis in den Vorderarm hinauf erstrecken, die Sehne kann brandig absterben und das Gelenk vereitern. Dann sind sehr ernste chirurgische Eingriffe nötig: Spaltung der Sehnencheiden durch lange und tiefe Einschnitte, Operationen an Gelenken usw., und im günstigsten Falle bleibt dem Patienten ein steifes Gelenk oder ein steifer Finger zurück. Professor Niedel in Jena, der Direktor der dortigen chirurgischen Klinik, konnte in einem klinischen Vortrage mehrere derartige vernachlässigte Fingererkrankungen vorstellen, er betonte, die Furcht des Publikums vor der Blutvergiftung mußte immer größer werden, denn nur bei frühzeitiger richtiger Behandlung kleinster Fingervunden können zahllose Gelenk- und Sehnerkrankungen vermieden werden. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

ss. Ramsay über das Radium. William Ramsay, der berühmte englische Physiker und Chemiker, hat sich über die Ergebnisse ausgesprochen, die bisher aus der chemischen Prüfung der Veränderungen des rätselhaften Elements hervorgegangen sind. Er führte annähernd wörtlich aus: Das Werk hat erst begonnen, aber es führt zu einer bestimmten Annahme über die Konstitution des Radiums und ähnlicher Elemente. Sie geht dahin, daß die Atome von Elementen mit hohem Atomgewicht wie vom Radium, Uranium, Thorium und den etwas verdächtigen Elementen Polonium und Aktinium unbeständig sind; daß sie einer selbsttätigen Veränderung in andere Formen von Materie unterliegen, die gleichfalls strahlend und wieder unbeständig sind; und daß endlich Elemente entstehen, die infolge ihrer Nichtstrahlung in der Regel unmöglich zu erkennen sind, weil ihre winzige Menge die Anwendung eines der gewöhnlichen Prüfungsmittel ausschließt. Der Nachweis von Helium indes, das verhältnismäßig leicht zu erkennen ist, verleiht dieser Hypothese eine starke Stütze. Die natürliche Frage, die sich nun von selbst ergibt, ist: gibt es noch andere Elemente, die einer ähnlichen Veränderung unterliegen? Ist es möglich, daß diese Veränderung so langsam vor sich geht, daß sie nicht entdeckt werden kann? — Professor J. J. Thomson hat versucht, diese Frage zu beantworten, und gefunden, daß viele gewöhnliche Elemente schwach strahlend sind. Die Antwort ist jedoch noch unvollständig, denn erstens ist das Radium in so enormem Betrage strahlend, daß die kleinste Spur eines seiner Salze in dem Salz eines andern Elements eine solche Strahlung erzeugen würde, und zweitens ist es nicht bewiesen, daß die Strahlungsfähigkeit eine stete Begleiterscheinung einer solchen Veränderung ist; schließlich kann der Vorgang so langsam stattfinden, daß er der Beobachtung entgeht. So wird beispielsweise ein Stück Kohle durch den Sauerstoff der Luft langsam verzehrt, das heißt in Kohlenäure übergeführt. Dieser Vorgang muß eine Steigerung der Temperatur hervorrufen, aber selbst das feinste Thermometer würde keinen Unterschied zwischen der Temperatur des Kohlenstoffes und der umgebenden Luft nachweisen, weil eben die Oxydation zu langsam erfolgt. Eine andere Frage entsteht aus dem Satz: Wenn man sieht, daß ein Element gleich dem Radium sich in andere Stoffe verwandelt, und daß sein Leben ein vergleichsweise kurzes ist, so muß es auch noch in der Bildung begriffen sein,

andererseits würde sein Vorrat in etwa 2500 Jahren erschöpft werden. Soddy hat nun versucht, ob Uraniumsalze, die sorgfältig von Radium gereinigt sind, nach einer Reihe von Jahren neues Radium erzeugen können, aber das Ergebnis ist negativ ausgefallen. Möglicherweise tragen noch andere Formen der Materie außer dem Uranium zur Entstehung von Radium bei, und weitere Experimente in dieser Richtung werden sehr willkommen sein. Schließlich scheinen die Versuche von Ramsay selbst über die Wirkung der sogenannten Beta-Strahlen, eines Teils der Radiumstrahlen, wichtige Ergebnisse zu versprechen. Wenn nämlich das Radium im Zustande der Veränderung einen verhältnismäßig ungeheuren Betrag von Energie von sich gibt, namentlich in Form von Wärme, so ist es ein berechtigter Schluß, anzunehmen, daß auch die Atome gewöhnlicher Elemente, wenn sie zur Aufnahme von Energie bestimmt werden könnten, allmähliche Veränderungen ihres Aufbaues erleiden würden. Wenn, wie wahrscheinlich, die Wirkung der Beta-Strahlen, die selbst Träger starker Energie sind, auf eine Materie wie Glas darin besteht, wieder strahlungsfähige Atome von hohem Atomgewicht aufzubauen; und wenn man findet, daß die eigentümliche daraus entstehende Materie von dem Element abhängt, auf das die Beta-Strahlen fallen, indem sie ihm ihre Energie mitteilen — wenn diese Hypothesen recht behalten, dann ist die Umwandlung der Elemente in einander nicht länger ein bloßer Traum. Der Stein der Weisen wird dann entdeckt sein, und es liegt nicht jenseits des Bereichs der Möglichkeit, daß es auch zu dem anderen Ziel der Forscher dunkler Zeitalter führt, zum Lebenselixier. Denn die Tätigkeit der lebenden Zellen ist auch abhängig von der Natur und Richtung der Energie, die sie erhalten. Und wer kann sagen, daß es unmöglich sein werde, darauf einen Einfluß zu üben, wenn die Mittel, ihnen die Energie zu erteilen, erforscht sein werden?

Zu solchen Schlüssen kommt heute ein Mann, der in der Wissenschaft als der Typus eines exakten Gelehrten gilt. —

Humoristisches.

— Kindermund. Fünfjährige: „Gelt, Mama, Tante Eulalia ist eine Zauberin?“
 „Wie kommst Du denn darauf?“
 „Weil sie sich ihre sämtlichen Zähne aus dem Munde nehmen kann.“
 Söhnchen eines ostelbischen Gutsbesizers: „Muttmgen, weißt Du, wie lieb ich Dich habe?“
 Mutter: „Na, wie denn?“
 Söhnchen: „So dick, wie Vater ist.“ —
 — Variiert. „Von Euch Weibern,“ sagt Tolstoi, „stammt alles Uebel.“
 „Sogar die Männer stammen von uns!“ —
 („Jugend.“)

Notizen.

— Das Riesenhirn scheint unter den Theaterkritikern häufiger vorzukommen, als man glauben möchte. Die „Münchener Allgemeine Zeitung“ stellt soeben fest, daß der Schauspielreferent der „Wiener Morgenzeitung“ ein Abschreiber ist. Aus den Referaten des Münchener Blattes hat der Gedächtnisstarke ganze Abschnitte unverfälscht in sein Geschreibsel über die Duse herein genommen. —
 — Der Schiller-Orden. Wenn der geschäftsführende Ausschuss für die große Berliner Schiller-Feier noch lange weiter berät, kann was Schönes herauskommen. In der letzten Sitzung nahm er einen Antrag des Direktors Rafael Löwenfeld an: allen denjenigen, die einen Beitrag, auch den geringsten, für die Feier zeichnen, eine Münze zu stiften. — Fehlt bloß noch einer, der den dazu gehörigen Wundfaden liefert. —
 — Im Opernhause findet die Erstaufführung von Sommers Oper: „Rübezah! und der Sackpfeifer von Reize“ am 7. Februar statt. —
 — „Der Schnurbart“, eine neue Operette von Georg Verö, hat bei der Erstaufführung im Wiener Karl-Theater Beifall gefunden. —
 — Die National-Galerie hat angekauft: „Dachauerin mit ihrem Kinde“ von W. Leibl, „Kreuzabnahme Christi“ von A. Böcklin, „Landschaft“ (Jah) von J. Waldmüller, „Die Schachpartie“ von J. E. Hummel, „Sitzende junge Dame“ von D. Hitz. —
 — Das Wachsen und Gedeihen des Germanischen Museums hat ein Steigen der Verwaltungskosten zur Folge, und da das Deutsche Reich, der Staat Bayern und die Stadt Nürnberg vor einigen Jahren die Dedung der Kosten übernommen haben, müssen sie nun ihre Zuschüsse erhöhen, vorerst um 57 000 M. jährlich. Es geschieht das in dem bisherigen Verhältnisse, wonach $\frac{1}{3}$ vom Reich, $\frac{2}{3}$ von Bayern und $\frac{1}{3}$ von Nürnberg getragen werden. Vom nächsten Jahre ab wird das Reich dem Museum jährlich rund 116 300, Bayern 38 700, Nürnberg 19 400 M. Zuschuß zahlen. —
 — Die bedeutendste englische Markensammlung ist die Tapping-Sammlung. Sie zählt über 100 000 Marken, ihr Wert wird auf 2 Millionen Mark geschätzt. —